

Mehrfachbesprechung: Doris Gerber: Analytische Metaphysik der Geschichte. Handlungen, Geschichten und ihre Erklärung, Frankfurt/M. 2012

Freytag, Nils; Epple, Angelika; Frings, Andreas; Langewiesche, Dieter; Welskopp, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Freytag, N., Epple, A., Frings, A., Langewiesche, D., & Welskopp, T. (2014). Mehrfachbesprechung: Doris Gerber: Analytische Metaphysik der Geschichte. Handlungen, Geschichten und ihre Erklärung, Frankfurt/M. 2012. [Rezension des Buches *Analytische Metaphysik der Geschichte: Handlungen, Geschichten und ihre Erklärung*, von D. Gerber]. *Historical Social Research*, 39(1), 277-298. <https://doi.org/10.12759/hsr.39.2014.1.277-298>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Mehrfachbesprechung
Doris Gerber: Analytische Metaphysik der Geschichte.
Handlungen, Geschichten und ihre Erklärung,
Frankfurt/M. 2012

*Mit Beiträgen von Nils Freytag, Angelika Epple, Andreas Frings,
Dieter Langewiesche und Thomas Welskopp.*¹

Rezensionen zu: Doris Gerber. 2012. *Analytische Metaphysik der Geschichte. Handlungen, Geschichten und ihre Erklärung*. Frankfurt/M: Suhrkamp Verlag, 308 S., ISBN 978-3-518-29638-7.

Abstract: »Review Essays. Doris Gerber: *Analytische Metaphysik der Geschichte. Handlungen, Geschichten und ihre Erklärung, Frankfurt/M. 2012*«. Currently, epistemological debates on the formation of concepts in the field of history are close to nonexistent. For that reason alone, this book written by philosopher of history Doris Gerber – with which she earned her habilitation degree at the University of Tübingen – is a welcome addition to the literature in the field. In this work, Gerber addresses the metaphysical question of what "history" really is. In this study, she considers approaches typically adopted within the field of history, and questions whether the intention to act is essential in writing history, or whether it is even required in the first place. The findings of the four reviewers that follow are diverse in their opinion of this provocative study.

Keywords: Philosophy of history; metaphysical theory of history; concept of history; epistemological debate on history.

¹ Print Version of: Freytag, Nils. 2013. Mehrfachbesprechung: Doris Gerber: Analytische Metaphysik der Geschichte. Handlungen, Geschichten und ihre Erklärung, Frankfurt/M. sehepunkte 13 (6) (15.06.2013) <<http://www.sehepunkte.de/2013/06/forum/mehrfachbesprechung-doris-gerber-analytische-metaphysik-der-geschichte-handlungen-geschichten-und-ihre-erklaerung-frankfurtm-2012-173/>>.

Einführung

Nils Freytag*

Erkenntnistheoretische Grundlagendebatten zur Begriffsbildung unseres Faches sucht man augenblicklich nahezu vergeblich. Das Buch der Geschichtsphilosophin Doris Gerber, mit dem sie sich in Tübingen habilitiert hat, ist daher willkommen. Gerber ist Privatdozentin am Philosophischen Seminar der Eberhard Karls Universität Tübingen und vertritt zur Zeit die Professur für Praktische Philosophie an der Universität Bielefeld. Neben Philosophie und Pädagogik hat sie Neuere Geschichte, insbesondere Zeitgeschichte, studiert und ist daher für den in der jüngeren Vergangenheit vernachlässigten Brückenschlag zwischen den Fächern Geschichte und Philosophie besonders geeignet. So ist sie bereits vor einigen Jahren mit einem in *Geschichte und Gesellschaft* erschienenen Beitrag über das Verhältnis von Geschichte und Zeit hervorgetreten.²

In dem hier besprochenen Buch widmet sich Gerber der metaphysischen Frage, was „Geschichte“ eigentlich ist. Sie geht dabei von Erklärungen als Kern der Geschichtswissenschaft aus und fragt danach, ob die Intentionalität von Handlungen unverzichtbar ist, um „Geschichte“ oder überhaupt eine Geschichte zu erklären. Eine neuerliche Diskussion um „Geschichte“ und ihre Grundlagen ist auch deshalb besonders wünschenswert, weil in und gegenüber einer offenkundig geschichtsinteressierten Öffentlichkeit – insbesondere mit filmischen Mitteln – der Eindruck erzeugt wird, „Geschichte“ ließe sich auf etwas Wahres, etwas Objektives reduzieren, dem man sich mit Hilfe größtmöglicher Authentizität nähern könne. Einer der Rezensenten dieses FORUMS spricht in diesem Zusammenhang von einem zunehmend zu beobachtenden „hemdsärmeligen“ Pragmatismus und einem „wenig reflektierten neuen ‚Realismus‘“. Die Urteile der Rezensentin und der drei Rezensenten über die anregende Studie Gerbers fallen sehr unterschiedlich aus. Allein schon deshalb sind die Besprechungen ebenso wie das Buch lesenswert. Hinzu kommt: Nach der Lektüre dieses FORUMS wird man ein versehentlich umgeworfenes Glas Rotwein gewiss ganz anders wahrnehmen.

* Nils Freytag, Historisches Seminar, Ludwig-Maximilians-Universität München, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München, Germany; N.Freytag@lmu.de.

² Doris Gerber, 2006, „Was heißt Vergangene Zukunft? Über die zeitliche Dimension der Geschichte und die geschichtliche Dimension der Zeit,“ *Geschichte und Gesellschaft* 32, 176–200.

Eine rekonstruierende Lektüre und die Kritik am historischen Realismus

*Angelika Epple**

Der Austausch zwischen Geschichte und Philosophie hat sich in den letzten Jahrzehnten auf ein Minimum reduziert. Seitdem der Geschichte kein „Sinn“ mehr zugeschrieben wird und das Fortschrittsparadigma ausgedient hat, zeigen sich zum einen Philosophen äußerst zurückhaltend, wenn es um metaphysische Fragestellungen zum Begriff der Geschichte geht. Zum anderen fanden Historiker wie Reinhart Koselleck oder Heinz Dieter Kittsteiner in der deutschen Geschichtswissenschaft kaum Nachfolger. Sind die klassischen Fragen der Philosophie nach dem Begriff, dem Gang oder der Wahrheit der Geschichte obsolet geworden? Tatsächlich sind in der kulturwissenschaftlich inspirierten Geschichtswissenschaft diese Fragen spätestens seit Michel Foucaults „Archäologie des Wissens“ von der Agenda verschwunden. Mit guten Gründen fragen Historiker stattdessen (so sie sich überhaupt für die Theorie ihres Faches interessieren) nach der Historisierung oder der Plausibilisierung von Wahrheitsstrategien, nach der Art und Weise, wie unser Verständnis der Geschichte von Geschichten, also von Erzählungen, bestimmt ist, und wie man mit dem Ende der Gültigkeit von Metanarrativen umgehen sollte. Haben sich Geschichte und Philosophie nichts mehr zu sagen? Wie wichtig eine Verneinung der Frage ist, wenn eine theoretisch befriedigende geschichtswissenschaftliche Begriffsbildung gewünscht ist, zeigt die 2010 an der Tübinger Fakultät für Philosophie und Geschichtswissenschaft angenommene Habilitationsschrift von Doris Gerber.

In drei Großkapiteln führt sie erstens aus, warum der eigentliche Gegenstand der Geschichtswissenschaft die Erklärung von Handlungen ist und inwiefern die Intentionalität der Handlung eine Grundvoraussetzung ihrer Erklärung ist, zweitens erläutert sie, warum weder historische Ereignisse noch die Erklärung dieser Ereignisse durch Erzählungen konstruiert würden, sondern warum historische Erklärungen in den Eigenschaften der jeweiligen Ereignissen gründeten und schließlich drittens, warum soziale Strukturen durch Kollektivhandlungen hervorgebracht würden, und daher ebenfalls auf Intentionen beruhten und es den vermeintlichen Gegensatz zwischen Handlung und Struktur gar nicht gebe.

So erhellend ihre Ausführungen über weite Strecken sind, so gewinnbringend die Lektüre dieses glasklar argumentierenden Buches ist, so verwundert aus Sicht einer Historikerin Gerbers Verständnis eines historischen Realismus. Nach einer Rekonstruktion der wesentlichen Argumentation des Buches (I)

* Angelika Epple, Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie, Universität Bielefeld, Universitätsstr. 25, 33615 Bielefeld, Germany; angelika.epple@uni-bielefeld.de.

möchte ich mich auf die Kritik am historischen Realismus konzentrieren: In dem (falschen) Bewusstsein den historischen *mainstream* in seinen Grundfesten zu erschüttern, wendet sich Gerber gegen narrativistische Positionen. Sie verknüpft diese Ablehnung mit ihrem Verständnis von Kausalität, die sie als eine Eigenschaft des Ereignisses und nicht als durch Erzählungen konstruierte einführt. Unabhängig vom „Ort“ der Kausalität, kann diese Argumentation aus mehreren Gründen nicht überzeugen. Der schwächste Grund sei zuerst genannt: Erstens ist der Narrativismus in der Geschichtswissenschaft kein *mainstream*. Vielmehr herrscht nach wie vor die Überzeugung vor, Historiker müssten die vergangene Welt vor allem beschreiben und die Art und Weise, wie sie die Vergangenheit beschrieben, hätte keinen Einfluss auf die Verknüpfung der Ereignisse, sondern ergebe sich aus den Ereignissen selbst. Doris Gerber rennt, so meine Diagnose, bei vielen Kollegen eher offene als geschlossene Türen ein. Dies mag als peripherer Einwand gelten, ist aber insofern von Interesse als er ein wichtiges, aber implizites Anliegen des Buches offenlegt, das deutlich expliziter an die Geschichtswissenschaft hätte herangetragen werden können: M.E. lässt sich in der Geschichtswissenschaft der Trend beobachten, dass eine falsch verstandene, nämlich ausschließlich auf Regularität beruhende Kausalität abgelehnt wird und sich in Folge die Geschichtswissenschaft zunehmend mit Beschreibungen begnügt. Zu Zeiten der „Historischen Sozialwissenschaft“, deren argumentative Schwächen von Doris Gerber überzeugend dargestellt werden, war der explikative Anspruch aufgrund des Bezugs zur Soziologie deutlich höher. Eine Hinwendung zur Kulturwissenschaft muss aber nicht mit einem Rückzug auf Beschreibungen einhergehen. Die Lektüre von Doris Gerbers Buch verdeutlicht, dass Geschichtsschreibung Erklärungen für vergangenes Geschehen liefern soll. Kausalität ist nicht mit dem Auffinden von generalisierbaren Gesetzmäßigkeiten gleichzusetzen, sondern mit mehr oder weniger guten Erklärungen und nur diese machen Geschichtsschreibung zu einem wertvollen Unterfangen.

Mein zweiter Einwand zielt dagegen ins Zentrum der Gerber'schen Argumentation: Eine anspruchsvolle narrativistische Position, wie sie z.B. von Paul Ricoeur vertreten wird, geht nicht davon aus, Kausalität werde in der Erzählung konstruiert und sei nicht außerhalb der Erzählung zu finden. Nicht zufällig beschreibt Ricoeur in seinem Hauptwerk „Zeit und Erzählung“ eine Bewegung, die er als dreifache Mimesis bezeichnet. Im Zentrum steht der Begriff der Nachahmung dessen, was uns zwar nur über die Erzählung beschreib- und erklärbar ist, was aber das Außerhalb der Erzählung re-konstruiert. In diesem Verhältnis zum Außerhalb der Erzählung sind auch die Wahrheitsgaranten von Geschichtsschreibung zu finden. Eine solche Auffassung steht immer schon im Gegensatz zu einem reinen Konstruktivismus. Eine überzeugende narrativistische Argumentation beharrt darauf, dass die spezifische Kausalität von historischen Ereignissen nur in einer Erzählung zu zeigen ist – und das heißt nicht, Kausalität würde in der Erzählung den Ereignissen hinzugefügt oder Kausalität

würde in der Erzählung konstruiert (im Sinne von erfunden). Die Trennlinie zwischen fiktiven und historischen Erzählungen wird durch eine (ernstzunehmende) narrativistische Position gerade nicht in Frage gestellt, sie wird nur nicht durch die Ereignisse an sich, sondern durch die Bedingungen der Möglichkeit ihrer Erkenntnis und Darstellung begründet. Diese Bedingungen erkennt sie in Erzählungen, ohne auf die Danto'sche Version verwiesen zu sein, derzufolge die Ereignisse selbst in einem narrativen Zusammenhang stünden.

1. Rekonstruktion der Hauptargumente

Was die Lektüre des Buches über weite Strecken zu einem Genuss macht, ist die Klarheit der Argumentation, die auch für Nicht-Philosophinnen bis in die letzten Verästelungen verständlich gemacht wird. Doris Gerber kann erklären – eine nicht unwichtige Voraussetzung für das zentrale Anliegen ihres Buches. Im Zentrum stehen drei Thesen, die in drei Kapiteln abgehandelt werden.

Die erste These lautet, dass sich historische Erklärungen auf die Erklärung von Handlungen beziehen und dass diese Handlungen intentional sind. Um Missverständnisse zu vermeiden, sei vorneweg geklärt, um was es Gerber mit dem Begriff der Intentionalität nicht geht. Sie plädiert nicht dafür, dass sich Historiker nunmehr mit den verborgenen oder offenen Absichten z.B. Wilhelms II. bei seiner Hunnenrede herumschlagen und dem Individuum eine völlig überdimensionierte Bedeutung zuschreiben sollten. Ihre Argumentation ist eine andere. Dass Handlungen intentional sind, ist die Ursache dafür, dass wir Handlungen überhaupt erklären können: Handlungen geschehen aus Gründen und sind daher nicht absichtslos. Wenn ich nach dem Salz greife und dabei versehentlich ein Glas Rotwein umwerfe, so tue ich das im Zweifel unabsichtlich, aber eben nicht absichtslos. Dass ich nach dem Salz gegriffen habe, ist somit die Erklärung für mein Umwerfen des Rotweinglases. Dass Handlungen nicht gewollte Nebenfolgen oder Wirkungen (Umwerfen des Rotweinglases) haben, ist daher kein Einwand gegen die grundlegende Intentionalität von Handlungen. Dass Handlungen nicht in ihren Intentionen aufgehen, muss, so Gerber, weder eigens betont werden (das sei eine alltägliche Trivialität), noch stellt es eine theoretische Herausforderung dar. Die Intentionalität und damit die Kausalität von Handlungen werden davon schlicht nicht tangiert. Mit dieser Argumentation kann Gerber in einer überzeugenden Passage Anthony Giddens' vermeintliche Überwindung des Struktur-Handlungsgegensatzes widerlegen.

Wenn also die nicht gewollten Nebenfolgen keine theoretische Herausforderung sind, was ist es dann? Das Schwierige an der Erklärung von Handlungen ist deren dreifache Kontextualisierung: erstens die Beziehung der Handlungsintention zu anderen zeitlich und kausal vorausgehenden Intentionen und anderen zeitlich und kausal vorausgehenden mentalen Zuständen, wie den Wünschen, Gefühlen oder Überzeugungen, zweitens die Beziehung zu externen Bedingungen, wie den zeitlich und kausal vorausgehenden Sachverhalten und Ereignis-

sen. Diese beiden Kontextualisierungen sind die Bedingungen jeglichen Handelns und sie sind zunächst einmal unabhängig davon, ob der Handelnde diese Bedingungen erkennen, verstehen oder durchschauen kann (174). Um historische Ereignisse erklären zu können, bedarf es schließlich drittens zusätzlich noch des historischen Kontextes. Historische Erklärungen beziehen sich zusätzlich auf zeitlich und kausal folgende Konsequenzen einer Handlung und dabei gehören zum Erkenntnisziel der Erklärungen sowohl die intendierten als auch die nicht intendierten kausalen Konsequenzen (162f.), ja, es sind vor allem diese Konsequenzen, die in einer historischen Erklärung interessieren. Dies ist deshalb besonders zu betonen, weil Gerber einerseits auf einen historischen Realismus abhebt, aber sich gleichzeitig nicht der Erkenntnis verschließt, dass sich die historische Bedeutung eines historischen Ereignisses verändern kann. Darauf werde ich in meinen Einwänden gegen ihre Argumentation zurückkommen.

Wenn wir nun das obige Beispiel des umgeworfenen Glases weiter spinnen und davon ausgehen, dass der so produzierte Rotweinfleck zu einem Familienstreit und im Anschluss zu einer Ehescheidung geführt hätte, so könnte der ungeschickte Griff nach dem Salz in Anbetracht der späteren Entwicklung zu einer Ursache (freilich nicht der einzigen) einer Trennung geworden sein. Die historische Bedeutung einer Handlung, so lässt sich mit Gerber verallgemeinern, ändert sich, je nachdem was im Folgenden passiert. Nähme die Geschichte des Rotweinglases eine andere Wendung, und der Familienstreit führte zu einem reinigenden Gewitter in dessen Folge nicht mehr gestritten würde, dann könnte „gestern auch besser werden“, um den auch von Gerber (allerdings in kritischer Absicht) zitierten Aufsatz von Jörn Rüsen hier einzubringen. So weit so gut. Nun aber macht Gerber den Schritt, der sie gegen eine narrativistische Position aufstellt. Wird durch die unterschiedliche Erzählung – Ursache für die Scheidung resp. Ursache für einen Ehefrieden – das Umwerfen des Rotweinglases zu einem anderen Ereignis? Gerber behauptet, Narrativisten würden diese Frage bejahen, tatsächlich müsse sie aber verneint werden.

Um die weitreichenden Folgen der Veränderbarkeit der historischen Bedeutung eines Ereignisses und mithin die historische Kontextualisierung verstehen zu können, ist es notwendig, das zweite Hauptkapitel des Buches, nämlich die analytische Metaphysik der Geschichte und somit die zweite Hauptthese zu rekonstruieren. Gerbers zweite These besteht darin, dass Geschichte notwendigerweise Möglichkeiten impliziert. Es gehört zum Begriff der Geschichte, dass die jeweilige Geschichte auch eine andere hätte sein können. Über den Begriff der Möglichkeit in Differenz zur Zufälligkeit bindet sie Geschichte respektive historische Ereignisse an Intentionen. Wenn historische Ereignisse an Entscheidungen (welche Möglichkeit realisiert wird) gebunden sind, setzen sie intentionale Fähigkeiten voraus. Historische Ereignisse, so ihre Schlussfolgerung, müssen daher Handlungsereignisse sein (191f.), da nur diese mit intentionalen Fähigkeiten und der beabsichtigten kausalen Wirksamkeit verbunden

sind. Auch wird Gerbers Präferenz eines historischen Realismus deutlich. Dass eine Geschichte Möglichkeiten impliziert, heißt nicht, dass diese Möglichkeiten auf Vorstellbarkeiten reduziert werden können, sondern diese Möglichkeiten sind von der zeitlich-kausalen Struktur der Ereignisse bestimmt.

Bevor ich meine Einwände ausführe, sei in aller Kürze die dritte Hauptthese des Buches erwähnt. Die metaphysische Argumentation über den Begriff der Geschichte und die reale kausale und zeitliche Struktur der Ereignisse wird im dritten Kapitel um eine ganz eigenständige Überlegung erweitert, derzufolge nicht nur individuelle Handlungen mit dem Erklärungsmodell des ersten Kapitels erläutert werden können, sondern auch kollektive. Interessant ist daran, dass Gerber damit den Gegensatz von Struktur und Handlung nicht überwinden, sondern gänzlich auflösen möchte. Zentral ist dabei der Gedanke, dass kollektive Handlungen zwar nicht auf die Summe von Individualhandlungen reduzierbar, aber dennoch intentional sind. Diesen Entwurf halte ich für bedenkenswert.

2. Kritik des historischen Realismus – ein narrativistischer Einwand

Das Buch von Doris Gerber ist so reichhaltig, dass es eine ausführliche Diskussion, Fragen und Einwände in vielerlei Hinsicht rechtfertigen würde. Ich möchte mich hier auf einen Haupteinwand konzentrieren, der sich insbesondere auf das erste und zweite Hauptkapitel und den zugrundeliegenden historischen Realismus bezieht. Dass Gerber m. E. damit nicht gegen einen vermeintlichen *mainstream* der Geschichtswissenschaft anschreibt, habe ich bereits betont. Entscheidender ist jedoch ein anderer Einwand.

Nach meinem Verständnis ist die Erkenntnis, dass sich die historische Bedeutung eines Ereignisses ändern kann, nur der Ausgangspunkt narrativistischer Positionen, zumindest überzeugender narrativistischer Positionen. Die Frage, ob sich durch die historische Erzählung des Ereignisses dessen „Natur“ oder nur dessen historische Bedeutung ändere, wird dann nicht trivial, wenn wir sie an weniger eindeutige Sachverhalte wie das unabsichtliche Umwerfen eines Rotweinglases knüpfen. Dies möchte ich am Beispiel des historischen Ereignisses „Industrielle Revolution“ verdeutlichen. Eingebettet in den globalgeschichtlichen Zusammenhang und die Frage, wann die Auseinanderentwicklung zwischen Westeuropa und China bezüglich des wirtschaftlichen Wachstums und des Lebensstandards eingesetzt und an Fahrt aufgenommen hat, geht es in diesen Diskussionen auch darum, auf welches historische Ereignis wir uns beziehen, wenn wir von der „Industriellen Revolution“ sprechen. Der Begriff der Revolution ist selbst schon von einem narrativen Muster bestimmt. Ohne an dieser Stelle in die Tiefe zu gehen, wird sofort klar, dass es ein Begriff ist, dessen Bedeutung an den Interpretationen der Französischen Revolution orientiert ist und der einen radikalen Bruch, eine rasante Aufwärtsbewegung, Kon-

flikt und Auseinandersetzung zwischen neuer und alter Ordnung impliziert. Der Begriff „Revolution“ ist also eine verkürzte Deutungsfolie, in meiner Terminologie ein Erzählmuster. Wenn die Wirtschaftsgeschichte herausfindet, dass von einer „Industriellen Revolution“ keine Rede sein kann, sondern dass eher der Begriff eines langsamen Wachstums in bestimmten, eng umgrenzten englischen Regionen und manchen anderen Zentren Europas angemessen wäre, und dass dieses Wachstum ins Verhältnis mit einer De-Industrialisierung anderer, kolonial abhängiger Weltregionen gesetzt werden müsste, was bliebe dann von dem historischen Ereignis „Industrielle Revolution“ übrig?

Vermutlich würde Doris Gerber einräumen, dass die Beschreibung der Entwicklung als „Industrielle Revolution“ eben falsch sei, dies aber die tatsächlichen historischen Ereignisse unberührt ließe. Der falsche, unangemessene Begriff „Industrielle Revolution“ bewiese vielmehr, dass die Kausalität in den realen historischen Ereignissen liege, sonst könnte nämlich deren Beschreibung nicht wahr oder falsch sein. Damit hat sie recht und unrecht zugleich. Tatsächlich ist der Begriff „Industrielle Revolution“ zurückzuweisen, weil er die historischen Ereignisse nicht zutreffend beschreibt (und erklärt). Aber, der Ersatz „regional begrenztes, langsames wirtschaftliches Wachstum bei gleichzeitiger globaler Asymmetrie“ ersetzt den Begriff „Industrielle Revolution“ nur durch eine andere Kurzerzählung. Wir kommen also bei den tatsächlichen historischen Ereignissen nie an. Wir können uns über die realen Ereignisse nicht austauschen, es sei denn wir erzählen Geschichten und diskutieren deren Plausibilität. Die Plausibilitätskriterien finden wir freilich nicht innerhalb der Geschichten, sondern in der Art und Weise, wie wir auf die uns nicht direkt zugänglichen tatsächlichen realen Ereignisse Bezug nehmen. Sehen wir von Positionen, wie sie von Frank Ankersmit oder von Hayden White in seinen früheren Arbeiten vertreten werden, einmal ab, argumentieren Narrativisten eben nicht allesamt kontrafaktisch oder konstruktivistisch und sprechen einer Realität außerhalb der Erzählung die Existenz nicht notwendigerweise ab.

Vielleicht könnte man diesen Widerspruch zwischen Gerber und einer narrativistischen Position auflösen, wenn man ihr konzidierte, es sei eine philosophisch nicht überzeugende Verkürzung, wenn Narrativisten behaupten, die Ereignisse erhielten „nur“ durch die Erzählung ihre Bedeutung. Solche Formulierungen sind tatsächlich missverständlich und kassieren die ausführlichere Argumentation, derzufolge uns der kausal-zeitliche Zusammenhang der realen Ereignisse nur über Erzählungen zugänglich und darstellbar ist. Gerber müsste im Gegenzug ihren Kollegen aus der Geschichtswissenschaft erläutern, was genau sie mit „real“ meint, wenn sie betont, ihr gehe es darum, die historische Bedeutung als reale Eigenschaft von historischen Ereignissen zu bestimmen (181). Wie kann sie über ein reales Ereignis sprechen, wenn es sich über seinen kausal-zeitlichen Zusammenhang auszeichnet, ohne davon zu erzählen?

Noch schwieriger scheint mir der Brückenschlag bezüglich einer weiteren Erkenntnis der Narrativisten, die über die Einsicht, dass sich die Bedeutungen

von Ereignissen ändern, hinausgeht. Dazu möchte ich zu dem einfacheren alltäglichen Beispiel des verschütteten Rotweinglases zurückkommen (auch wenn dies sicherlich kein *historisches* Ereignis im engeren Sinne darstellt). Würde eine Historikerin die Geschichte mit dem Salz und dem Wein erforschen, dann könnte sie dies als Familienforscherin tun und es auf Geschlechterverhältnisse und die Arbeitsteilung bezüglich des Erzeugens und Reinigens von Flecken beziehen. Sie könnte jedoch auch eine sozialgeschichtliche Konsumforschung betreiben. Dann ergäbe sich eine ganz andere Rekonstruktion der Handlung. Spielte diese Geschichte z.B. in der Frühen Neuzeit, dann wäre in dem lässigen Greifen nach dem Salz eventuell zu erkennen, dass es sich um ein luxuriöse Mahl gehandelt haben muss und die vermeintliche Ungeschicklichkeit Ausdruck eines bestimmten sorglosen Habitus war. Der Habitus verdeutlichte, wie wenig achtsam die Person mit teurem Wein umgehen konnte, zumal ein anderes Luxusgut (Salz) ebenfalls zu Händen war. Kurz, die Sozialhistorikerin oder der Konsumforscher käme angesichts der Tischszene zu völlig anders gearteten Erkenntnissen und damit auch zu anderen Erklärungen. War das Umwerfen eine Ungeschicklichkeit oder war sie eine Habitus-bestimmte Unachtsamkeit? Würde sich eine Wissenschaftsforscherin an die Analyse der Szene machen, könnte sie vielleicht herausfinden, dass ein Mediziner das Umwerfen des Rotweinglases beobachtete und im Anschluss die Bedeutung des Rotweins für die frühneuzeitliche Humoralpathologie überdacht werden musste. Diese beliebig erweiterbaren Beispiele sind sicherlich kein Einspruch gegen die Intentionalität von Handlungen, aber sie sind Ausdruck der Reflexion darauf, dass Handlungen nur innerhalb bestimmter Erzählungen oder, anders ausgedrückt, in Bezug auf ein bestimmtes Erkenntnisinteresse, ihre spezifische historische Bedeutung erhalten. Auch hier gilt es Missverständnisse zu vermeiden: „erhalten“ soll nicht heißen, die Bedeutung wird den Ereignissen durch die Erzählung hinzugefügt. Sondern ich möchte die Überzeugung festhalten, dass die Perspektive, unter der wir auf die historischen Ereignisse schauen, mitbestimmt, was wir als kausalen Zusammenhang erkennen und was wir in der Erzählung als solchen (re-)konstruieren.

Dies ist die Pointe eines ambitionierten, d.h. nicht radikal-konstruktivistischen Narrativismus, und diese Pointe entgeht Doris Gerber. Einmal ganz unabhängig davon, ob man diesen narrativ gewendeten transzendentalen Schritt mitmacht oder nicht, als Historikerin kann ich nicht verstehen, warum Doris Gerber dem Ereignis einen Status zuschreibt, der es unabhängig von den Bedingungen der Möglichkeit seiner Erkenntnis machen soll. Das historische Geschehen, so Gerber, ist ein reales Geschehen, das eindeutig bestimmt ist, unabhängig davon, was wir darüber wissen oder glauben (z.B. 198). Dabei würde sich doch gerade eine narrativistische Position wunderbar mit Gerbers kontrafaktischen Verständnis von Kausalität vereinen und, wenn sie die Bedeutung des Erkenntnisinteresses für die Erklärung des Ereignisses mit in ihre Überlegungen aufnähme, auch noch überzeugend erweitern lassen. All dies

wäre gerade kein Einspruch gegen ihre These, dass es ein reales Ereignis mit realen Eigenschaften gäbe, und dass diese Eigenschaften das Ereignis in die Lage versetzten, eine Geschichte hervorzubringen.

Was sich an der Diskussion nur *eines* Kritikpunktes zeigt, ist Folgendes: Doris Gerber ist ein ausgezeichnetes, im besten Sinne provokantes, klar argumentierendes Buch gelungen. Dass sie zu wenig reflektiert, wie wir den (real existierenden) kausal-zeitlichen Zusammenhang historischer Ereignisse erkennen können und wie unsere Erkenntnis dieses Zusammenhangs von unserem Erkenntnisinteresse respektive unserer jeweiligen Perspektive beeinflusst ist, ist auch der Tatsache geschuldet, dass sie die Geschichtswissenschaft auf die deutsche (!) „Historische Sozialwissenschaft“ und „narratologische Positionen“ der 1980er und 1990er Jahre reduziert. Aktuellere kultur- oder globalgeschichtliche Ansätze hätten ihr die Problematik besser verdeutlicht. Zu gerne hätte ich ihre Antworten auf diese Herausforderungen gelesen.

Methodologische Anmerkungen zu einer Metaphysik der Geschichte

Andreas Frings *

Mit ihrer Habilitationsschrift legt Doris Gerber eine Studie vor, die gewissermaßen zwei Fliegen mit einer Klappe schlägt: Sie beantwortet zum einen „die metaphysische Frage, was das eigentlich ist, was wir alltäglich und in wissenschaftlichen Kontexten so selbstverständlich ‚Geschichte‘ nennen“, und sie geht dem damit verbundenen, eigentlich methodologischen Problem nach, „wie diese Geschichte oder eine Geschichte erklärt werden kann“ (beides 11). Sie geht damit Fragen nach, die sicher nicht modisch sind; sie reihen sich aber ein in eine Tradition der analytischen Philosophie, die wohl doch noch nicht „Niedergang und Ende“ (Arthur C. Danto) erlebt hat.

Um mit den guten Eindrücken anzufangen: Ganz abgesehen davon, dass es sehr erfrischend ist, erneut eine analytische Annäherung an Geschichte zu lesen, sind es insbesondere die logisch präzise Kritik an der Vorstellung der narrativistischen Konstruktion (die sie an Jörn Rüsen, Michael Baumgartner, Hayden White und Frank Ankersmit vorführt) und die ähnlich scharfe Zurückweisung der Sozialtheorie von Anthony Giddens (und ihrer nur scheinbaren Vermittlung von Struktur und Handlung), die mir große Freude machen. Gerber vertritt einerseits einen historischen Realismus, der leider nicht weiter ausgeführt wird (in Anlehnung an Chris Lorenz hätte sie hier stärker herausar-

* Andreas Frings, Historisches Seminar, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Jakob-Welder-Weg 18, 55128 Mainz, Germany; afrings@uni-mainz.de.

beiten können, was für eine Art von Realismus sie vertritt; das wird leider nicht deutlich), und andererseits einen klaren Primat der Handlungstheorie vor der Strukturanalyse, was sich logisch aus ihrer metaphysischen Argumentation ergibt.

Dennoch muss sich diese Studie vor allem zwei Fragen stellen: Wird sie Theorie- und Erklärungsproblemen der Geschichtswissenschaft gerecht? Und ist sie für die Geschichtswissenschaft verständlich und anschlussfähig?

Um mit der zweiten Frage zu beginnen: Leider verfällt auch Gerber in die Gewohnheit allzu vieler analytischer Philosophen, komplexe philosophische Argumentationen mit eher trivialen geschichtswissenschaftlichen Beispielen zu unterfüttern. Historiker/innen werden ihre eigene Arbeit daher in dieser Studie kaum wiederfinden. Anders als Thomas Haussmann, der seine Untersuchung zur „Theorie und Pragmatik der Geschichtswissenschaft“ mit einer Fallstudie über reale geschichtswissenschaftliche Erklärungsversuche verknüpft hatte, hat man bei Gerber den Eindruck, dass ihr Impetus für diese Arbeit aus philosophischen Diskussionen stammt und sie sich eigentlich gar nicht so sehr für geschichtswissenschaftliches Erklären interessiert, wie die Studie vorgibt. Ein Beitrag zur Diskussion zwischen Analytischer Philosophie und Geschichtswissenschaft ist das Buch nicht gerade, auch eignet es sich nicht dazu, die Analytische Philosophie unter Historikern/innen populär zu machen. Das muss kein Nachteil sein, wenn sie dafür Probleme löst, die das Fach interessieren sollten. Das möchte ich an einigen zentralen Punkten der Argumentation diskutieren.

Die eigentliche Metaphysik der Geschichte, die auf Handlungen als wesentlichem Element von Geschichten beruht, möchte ich dabei nicht in Frage stellen; auch ich sehe Handlungen als zumindest konstitutives Element historischer Erklärungen. Schwieriger erscheint mir jedoch das von Gerber vorgestellte kontrafaktische Kausalitätsverständnis. Ein Ereignis A kann nach Gerber dann als Ursache eines anderen Ereignisses B (*ceteris paribus*) angesehen werden, wenn jenes andere Ereignis B ohne Ereignis A nicht oder nicht in dieser Form geschehen wäre. Gerber meint, auf diese Weise auf alle nomologischen Verständnisse von Kausalität verzichten zu können. Es ist jedoch alles andere als klar, wie man eine hypothetische Geschichte entwickelt, in der man das Ereignis A zum Zeitpunkt t_A weglässt und ab diesem Zeitpunkt t_A einen alternativen historischen Verlauf skizziert; ohne nomologisches Wissen kann diese alternative Geschichte keinerlei Plausibilität entfalten. Auch kontrafaktische Erklärungen verlangen nomologisches Wissen, d.h. Theorien (verstanden als Mengen von u.a. Gesetzesaussagen).

Problematisch erscheint mir auch die gewählte Handlungstheorie, die wesentlich auf Intentionen rekurriert. Handlungen werden erklärt, indem es gelingt, die ihnen zugrunde liegende Intention korrekt zu beschreiben. Nun wird niemand bestreiten, dass zum Begriff der Handlung wesentlich auch die Vorstellung von Intentionalität gehört; es ist aber fraglich, ob eine Handlung erklärt ist, wenn ihre Intention beschrieben wird, oder ob das letztlich nicht auf ein „A

tat X, weil A X tun wollte“ hinausläuft. Das von Gerber völlig ausgeblendete sozialwissenschaftliche Forschungsprogramm der Theorien rationalen Handelns etwa erklärt Handlungen letztlich als Handlungswahl, d.h. als Wahl aus unterschiedlichen möglichen Handlungen, indem z.B. in der Variante der SEU-Theorien (*subjective expected utility*) die Handlung mit dem subjektiv am höchsten eingeschätzten Nutzenwert gewählt wird (was nichts mit einer Unterstellung egoistischer *homines oeconomici* zu tun hat). Diese Handlungstheorie ist überraschenderweise sehr gut mit hermeneutischen Traditionen vereinbar, wie etwa Oliver R. Scholz gezeigt hat. Und sie ist tatsächlich eine Theorie, die unter angebbaren Parametern eine Prognose zu treffen vermag. Die intentionalistische Handlungstheorie von Gerber vermag dies m.E. nicht.

Ein besonders heikler Punkt aber ist Gerbers Konzentration auf das so genannte Kollektive Handeln, das nicht auf individuelle Intentionalität reduziert werden kann; anders als Soziales Handeln meint Kollektives Handeln eines, bei dem die Intention ein „Wir“ repräsentiert, wobei die Intention mehr als eines Individuums (nämlich aller, die im „Wir“ repräsentiert sind) die gleiche Handlung repräsentiert. Notwendig ist zudem die durchgängige Bereitschaft zur Kooperation. Die individuellen Handlungen sind dann Teilhandlungen dieses Kollektiven Handelns, das Kollektive Handeln selbst ist jedoch irreduzibel, also mehr als die Summe der Teilhandlungen. Als Beispiel hierfür nennt Gerber u.a. Demonstrationen. Sie zieht diese Vorstellung des Kollektiven Handelns heran, um die Genese und den Wandel von sozialen Strukturen erklären zu können; ohne Handlungen, die ein „Wir“ voraussetzen, komme es nicht zur Herausbildung sozialer Strukturen.

Gerade die Rational-Choice-gestützte Soziologie (Hartmut Esser, Karl-Dieter Opp) hat jedoch überzeugend zeigen können, dass sich soziale Strukturen ohne kollektive Intentionalität, ja sogar ohne aufeinander bezogenes Handeln herausbilden können. Die komplexe Figur des Kollektiven Handelns, die philosophisch reizvoll ist, ist sozialwissenschaftlich nicht notwendig, jedenfalls für die meisten sozialen Strukturen; dass es auch solche gibt, die sich Kollektivem Handeln verdanken, wird damit nicht in Abrede gestellt. Sondert sich eine Gruppe von Demonstranten ab (269), um sich in Richtung einer Polizeiwache zu begeben, dann ist dies keineswegs zwingend Ausdruck Kollektiven Handelns, wie Gerber meint („keiner dieser Demonstranten wäre so verrückt und würde völlig alleine auf die Polizeistation zumarschieren“), sondern vielleicht einfach der Anwendungsfall eines Schwellenwertmodells, in dem der erste Demonstrant tatsächlich niemanden weiteren braucht, um loszumarschieren, der zweite aber genau einen Mitdemonstranten, der dritte genau zwei usw.; ein Beispiel für Kollektives Handeln wäre das nicht.

Wie aber geht die Rational-Choice-gestützte Soziologie nun mit dem von Gerber intensiv diskutierten Problem um, das sich durch die geschichtstheoretischen Diskussion zieht: dass „geschichtliche Verläufe gerade dort spezifisch geschichtlich, und d.h. einer spezifisch historischen Erklärung bedürftig [sind],

wo sie nicht als Resultat der Absicht verständlich gemacht werden können, die genau das wollte, was geschehen ist“ (Jörn Rüsen)? Seit James Coleman wird dies als Logik der Aggregation bezeichnet und thematisiert; diese nicht-intendierten Folgen intentionalen Handelns sind das klassische Arbeitsfeld der „individualistischen“ Soziologie, die sich gerade nicht für das individuelle Handeln, sondern für die sozialen Folgen dieses Handelns interessiert, dabei aber jede Erklärung auf einer nomologischen Handlungserklärung im oben skizzierten Sinne aufbaut. Das ist genau deshalb überzeugend, weil es kollektive Entitäten mit Intentionen nicht gibt; für dieses Erklärungsmodell braucht es nicht einmal die Denkfigur des Kollektiven Handelns.

Insgesamt wirft Gerber also zentrale philosophische Fragen auf, schafft es aber nicht, sie in einer für Historiker/innen attraktiven Weise zu beantworten. Weder bezieht sie sich auf real vorliegende, komplexe historische Erklärungen (sie benennt keine einzige reale geschichtswissenschaftliche Erklärung, in der Kollektives Handeln die zentrale erklärende Rolle spielt), noch integriert sie die einschlägige sozialwissenschaftliche Theoriebildung, die auch für die Geschichtswissenschaft, mehr aber noch für die philosophische Auseinandersetzung produktiv sein könnte (eine eigenständige geschichtswissenschaftliche Theoriebildung hierzu gibt es nicht und kann es m.E. auch nicht geben). Es ist dringend Zeit, Historiker/innen, Sozialwissenschaftler/innen und Philosoph/innen miteinander ins direkte Gespräch zu bringen.

Geschichte – Ergebnis von Handlungen, nicht von
Konstruktionen. Warum die Geschichtswissenschaft
Doris Gerbers Frage nach dem "Wesen der
Geschichte" nicht ausweichen sollte

Dieter Langewiesche *

„Die ehemals ehrwürdige Teildisziplin Geschichtsphilosophie findet gegenwärtig eigentlich fast nicht statt“ (15). Diese auch für die Geschichtswissenschaft bedauerliche Tatsache will die Autorin mit ihrem Werk – sie hat sich damit in Tübingen für das Fach Philosophie habilitiert – ändern. Der Anspruch, an dem sie gemessen werden will, ist außerordentlich hoch: „das Wesen der Geschichte“ (23) analytisch entschlüsseln. Es erschließe sich nicht aus dem Kanon eines Fachs noch aus dem, was Menschen gemeinhin als für sie historisch bedeutsam empfinden, und „grundlegend falsch“ sei es anzunehmen, „dass eine Geschichte in ihrer Erzählung besteht“ (25). Ebenso entschieden wie gegen die „narrati-

* Dieter Langewiesche, Historisches Seminar, Eberhard Karls Universität Tübingen, Wilhelmstraße 36, 72074 Tübingen, Germany; dieter.langewiesche@uni-tuebingen.de.

vistischen Theorien in ihren verschiedenen Spielarten“ (17) grenzt sie ihren Ansatz gegen alle Versuche ab, die Geschichtswissenschaft zu einer Historischen Sozialwissenschaft zu erklären. Da Geschichte „immer Geschichte *von etwas*“ sei, etwa eines Krieges, einer Revolution, einer Nation, könne es „spezifisch historische Gesetze und Theorien [...] nicht geben“ (149). Als den „eigentlichen Gegenstand der Geschichtswissenschaften“ bestimmt sie „das intentionale Handeln einer oder mehrerer Personen in einer bestimmten historischen Situation“ (21). Ihre Argumentation geht von drei Kernthesen aus, die sie in den drei Hauptteilen ihres Buches detailliert diskutiert: 1. Historische Erklärungen beziehen sich „immer und ausschließlich“ auf intentionale und kausale Handlungserklärungen (21); 2. Historische Ereignisse sind reale, kausal strukturierte Handlungsereignisse, die stets einen intentionalen Charakter haben; 3. „strukturelle Erklärungen [sind] implizit intentionale Erklärungen, weil intentionales kollektives Handeln eine Voraussetzung für die Herausbildung sozialer Strukturen ist“ (22).

Doris Gerber verfährt in einer Weise, die Historiker befremden mag. Denn sie sucht Einsichten in das „Wesen der Geschichte“ zu gewinnen, indem sie geschichtsfern argumentiert. Sie analysiert keine historischen Ereignisse, leitet nicht aus ihnen bzw. aus deren Analyse ihre Deutungen ab, sondern aus der Argumentationslogik und den Regeln, die dafür in ihrem Fach entwickelt wurden. In Auseinandersetzung mit präzise vorgestellten Forschungspositionen formuliert sie eine auf den jeweiligen Sachpunkt, den sie diskutiert, zugeschnittene These, die sie dann in analytische Schritte zerlegt, die einer logischen Kausalkette folgen. Dass so schwierige Probleme der Geschichtsschreibung eindringlich diskutiert und plausible Ergebnisse erzielt werden können, zeigt eindrucksvoll das Kapitel „Zeit, Zeiterfahrung und historische Zeit“ (198ff.). Sie geht hier von Reinhart Koselleck aus, der unter den Historikern wohl am intensivsten über die Zeit nachgedacht und mit „Vergangene Zukunft“ eine Formel geprägt hat, die Geschichte von ihrer Zeitlichkeit her definiert. Gerber bezieht sich zwar auf ihn, verfährt jedoch gänzlich anders. Sie analysiert nicht historisches Quellenmaterial, sondern philosophische Debatten um die Realität der Zeit seit Augustinus. Ihre eigene Argumentation entwickelt sie vor allem an J. Ellis McTaggarts Aufsatz „The Unreality of Time“ (Mind 18,1908), der in der Philosophie großen Einfluss ausübt, den meisten Historikern jedoch fremd sein dürfte. Auch in den vier Bänden mit Aufsätzen Kosellecks, der ein intensives Gespräch mit der Philosophie geführt hat, wird er in den Namensregistern nicht genannt. Gerber diskutiert McTaggarts A- und B-Reihe der Zeit (vergangen, gegenwärtig oder zukünftig versus ‚früher als ...‘ oder ‚später als ...‘), korrigiert seine Annahmen in einem entscheidenden Punkt und entwickelt auf dieser Grundlage eine relationale Zeitstruktur, die es ermöglicht, die „Dreiheit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ (204) an den Ablauf von Ereignissen zu knüpfen. Ihre Schlussfolgerung lautet: „Wir erfahren, wenn wir Zeit erfahren, nicht Zeit an sich, sondern Ereignisse in der Zeit.“ (210) So kann sie,

ohne auf konkrete historische Ereignisse einzugehen, darlegen, dass die „Existenz einer relationalen zeitlichen Struktur, die unabhängig von unseren Erfahrungen determiniert ist, [...] ein wesentlicher struktureller Bestandteil des realen historischen Geschehens ist“ (212).

Das mag genügen, um anzudeuten, was ich mit einer Argumentationslogik meine, die zu grundlegenden kategorialen Aussagen über die Struktur der Geschichte führt, ohne sie aus geschichtlichen Ereignissen und den Quellen, die dafür zur Verfügung stehen, abzuleiten. In dieser Weise setzt sich die Autorin auch mit jenen Historikern auseinander, die im Erzählen von Ereignissen und nicht in den Ereignissen selbst historischen Sinn konstituiert sehen. Sie hingegen betont: Geschichte ist „ein reales Geschehen“, „das eindeutig bestimmt ist, unabhängig davon, was wir darüber wissen oder glauben.“ (198). „Die semantische Bedeutung ist eine Eigenschaft von Aussagen und die historische Bedeutung ist eine Eigenschaft von Ereignissen“ (228). Die narrativistische Konstruktion von Geschichte beruhe hingegen auf der „Konfusion der Differenz zwischen semantischer und historischer Bedeutung“. Die Narration bestimme jedoch „nicht die Struktur der vergangenen Ereignisse selbst, sondern unser Wissen und unser Verständnis dieser Ereignisse. Dass wir uns ein Bild von der Geschichte machen und sie nur so verstehen können, bedeutet nicht, dass die Geschichte dieses Bild *ist*“ (228f). Die „historische Bedeutung eines Ereignisses“ werde „durch die *kausale* Rolle dieses Ereignisses vollständig determiniert“ (230).

Es kann nicht verwundern, dass aus dieser Position eines „historischen Realismus“ (198) von Jörn Rüsen's Ansatz, der zumindest in der deutschen Geschichtswissenschaft erhebliche Resonanz gefunden hat, wenig übrig bleibt. Sie spricht von einer „für einen Historiker erstaunlichen Ignoranz gegenüber den realen Erfahrungen der in einem historischen Kontext Handelnden“ (221). Zu diesem Urteil kommt sie, indem sie seine theoretischen Annahmen überprüft, nicht indem sie diese auf konkrete historische Fälle bezieht. Die Prüfinstanz ist nicht das geschichtliche Ereignis, sondern die Logik der Argumentation. Deshalb sind ihre wichtigsten Gesprächspartner in diesem Buch Philosophen und nicht Historiker. Doch sie diskutiert auch geschichts- und sozialwissenschaftliche Texte. Für letztere zieht sie u.a. Anthony Giddens heran. Ihre Kritik an seiner Trennung von intentionaler „Handlung“ (action) und nicht-intentionalem „Handeln“ (agency, doing) mündet in eine allgemeine Kritik an der „fast mantrahaft wiederholten Behauptung vieler Sozialwissenschaftler, dass die Tatsache, dass Handlungen nicht intendiert Folgen haben können, von großer Bedeutung sei“ (275). Um zu erkennen, wie soziale Institutionen entstehen, seien jedoch nicht die nicht-intendierten Folgen intentionaler Handlungen von theoretischer Bedeutung, sondern es gelte, „kollektive Handlungen“ als einen „Typ von intentionalen Handlungen“ zu bestimmen, „deren Träger zwar die handelnden Individuen sind“, ohne jedoch in deren individuellem Handeln aufzugehen (276). Diesem Problem wendet sie sich im dritten Hauptteil ihres Wer-

kes unter der Überschrift „Historische und soziale Realität“ zu. Vor allem er ist Historikern, die theoretische Aufschlüsse für ihr Tagesgeschäft suchen, zu empfehlen.

Doris Gerber geht von „drei Typen oder Formen von Handlungen“ (250) aus:

- 1) Individuelle Handlungen, die zwar sozialen und kulturellen Regeln folgen, in der konkreten Handlungssituation jedoch von anderen Personen nicht abhängig sind.
- 2) Soziale Handlungen, die auf andere Personen bezogen sind und von ihnen abhängen, doch in der konkreten Interaktionssituation geschehe eine „nur partielle und nicht vorbehaltlose“ Kooperation.
- 3) Kollektive Handlungen zeichnen sich dadurch aus, dass ihr Vollzug von anderen Personen abhängt und somit „der gesamte Handlungsablauf durch kooperatives Handeln durchgängig und vorbehaltlos geprägt ist“ (251). Während soziale Handlungen „lediglich eine Handlungssituation oder einen Handlungskontext“ schaffen (255), konstituieren kollektive Handlungen, denen stets kollektive Intentionen zugrunde liegen, eine gemeinsame Handlung mehrerer Personen. In detaillierter Kritik argumentiert Gerber, dass in der sozialen Wirklichkeit, die Giddens entwirft, nur individuelle und soziale Handlungen vorkommen, nicht aber kollektive. Doch kollektive Handlungen, so eine ihrer zentralen Thesen, sind „die primären Konstituenten der sozialen Wirklichkeit“. Sie „bilden allererst die Grundlage für individuelles und soziales Handeln“ (276), und sie sind es, die soziale Strukturen schaffen.

Von hier aus und zurückgreifend auf ihre Analyse von historischer Zeit kritisiert sie in einem weiteren argumentativen Schritt Kosellecks Annahme eines Hiatus zwischen Ereignis und Struktur. Ihre Gegenposition lautet: „Strukturelle Erklärungen sind implizite intentionale Erklärungen“ (291). Der „Begriff des Ereignisses [sei] der primäre und grundlegendere Begriff“, denn „Ereignisse *konstituieren* eine Geschichte“, während Strukturen eine Geschichte *haben*, die „wiederum von nichts anderem als von Ereignissen konstituiert“ werde (290). Gerber bezweifelt nicht den Erkenntniswert struktureller Erklärungen, doch sie sieht in ihnen keinen „Gegenspieler zu intentionalen Erklärungen. Das können sie schon deshalb nicht sein, weil Strukturen ohne Intentionalität gar keine Wirklichkeit haben können“ (292). Leider nimmt sie in ihrer Auseinandersetzung mit Koselleck nicht die drei Typen von Geschichtsschreibung in den Blick, mit denen dieser grundsätzlich die Möglichkeiten der Geschichtsschreibung zu bestimmen sucht: „das Auf-, das Fort- und das Umschreiben der Geschichte“. Mit ihnen beansprucht Koselleck, die „temporalen Strukturen geschichtlicher Erfahrung auf die Arten ihrer Erzählung, ihrer schriftlichen

Darstellung und ihrer methodischen Verarbeitung“ zu beziehen.³ Man wird darin das Zentrum von Kosellecks Historik sehen dürfen. Daran geht die Autorin vorbei.

Warum nennt Gerber ihr Buch eine analytische Metaphysik der Geschichte? Wie grenzt sie diese von den älteren Formen der Geschichtsphilosophie ab? Diese Fragen nimmt sie in der kurzen Schlussbetrachtung nochmals auf. Was Geschichte ist, lasse sich nicht aus methodologischen Argumenten ableiten, dazu bedürfe es auch weiterhin der Metaphysik. Eine analytische Metaphysik suche jedoch anders als die klassische Geschichtsphilosophie im historischen Geschehen keinen metaphysischen Sinn, sondern es gehe ihr darum, „die Bestandteile eines geschichtlichen Geschehens zu analysieren, das als Geschichte real existiert“ (293). Damit benennt Gerber erneut den Zentralpunkt, um den sich ihre analytische Metaphysik der Geschichte dreht: Geschichte ist keine Konstruktion, sie wird nicht im Erzählen von Menschen erschaffen, sondern in deren Handlungen. Denn „Geschichte ist nicht das Bild, das wir uns von der Vergangenheit machen, sondern sie existiert unabhängig davon“ (294). Die geschichtswissenschaftlichen Kontroversen werden über die „Wahrheit dieser Bilder“ (294) geführt. Die unterschiedlichen Methoden, die in Studien über historisches Geschehen gewählt werden, bieten unterschiedliche Wege der Annäherung an dieses Geschehen. Die Erklärungen, die gefunden werden, sind immer nur „mehr oder weniger gut“ – dem ist ein eigenes Kapitel gewidmet –, denn angesichts der „komplexen Handlungszusammenhänge in historischen Kontexten“ bieten sie stets nur Annäherungen an die „kausale Geschichte eines Ereignisses“ (159f.).

Doris Gerber geht in ihrer Analyse vom handelnden Subjekt aus. „Die Möglichkeiten, die Geschichten haben, sind die Möglichkeiten, die ihre Subjekte haben“ (296). Deren Intentionalität sucht sie auch in den sozialen Strukturen auf. Kollektive Phänomene und Intentionalität gegeneinander zu stellen, hält sie für einen schweren theoretischen Fehler. Er komme der „praktischen Neigung“ der Menschen entgegen, sich aus der Verantwortung für die Geschichte „davonzustehlen“ (297). Das wird in dem Buch nicht weiter ausgeführt. Es steht als Feststellung an dessen Ende. Doch verbindet man diesen Schluss mit der Eingangswidmung an ihren Vater, „der zeitversetzt / an einem Krieg zerbrach / den er niemandem / verzeihen konnte“, so wird deutlich: diese analytische Metaphysik der Geschichte wirbt, die subjektive Verantwortung für das Geschehene anzunehmen. Der Mensch ist das Subjekt der Geschichte, nicht von ihm abgelöste Strukturen. Es stünde dem Fach Geschichtswissenschaft gut an, sich mit diesem geschichtsphilosophischen Werk gründlich auseinanderzusetzen.

³ Reinhart Koselleck, 2000, „Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze,“ *Zeitschichten. Studien zur Historik. Mit einem Beitrag von Hans-Georg Gadamer*, Frankfurt am Main, 27–77, 41.

Intentionale Wende – oder Kehrtwende in der Geschichte?

Thomas Welskopp *

Die Wellen der Verunsicherung über den Status der eigenen Wissenschaftlichkeit, die der Narrativismus eines Hayden White und Frank Ankersmit oder der Foucaultsche und der literarische Poststrukturalismus in der akademischen Historie geschlagen haben, sind weitestgehend verrauscht. Ein neuer Pragmatismus hat sich breit gemacht, der recht hemdsärmelig eine Rückkehr zu eigentlich fragwürdig gewordenen Gewissheiten praktiziert und im vor allem in filmischen Medienprodukten zur Schau gestellten Anspruch auf größtmögliche „Authentizität“ oder einer fast schon als Fetisch beschworenen neuen „Materialität“ seinen bisherigen Gipfelpunkt erreicht hat. Eine korrekt eingefärbte Koppelschnalle verbürgt aber noch nicht die „Wahrheit“ der mit ihrer Hilfe vielleicht besonders eindrucksvoll erzählten Geschichte.

Die erkenntnistheoretische Debatte in der Geschichtswissenschaft ist dagegen abgeflaut, so als scheuten Historiker heute, sich grundsätzliche Gedanken über die epistemologischen Grundlagen ihrer Disziplin zu machen, nachdem man die oben angesprochenen Verunsicherungen mit dem Verweis auf den „gesunden Menschenverstand“ mehr oder minder abgetan oder mit Hinweis auf die nicht abzuleugnende Realität des Holocaust moralisch gewissermaßen tabuisiert hatte. Mit einem solchen wenig reflektierten neuen „Realismus“ jedoch sind die erkenntnistheoretischen Probleme der Geschichtswissenschaft, sofern sie weiter den Anspruch verfolgt, als Wissenschaft zu gelten, auf absehbare Zeit nicht gelöst.

So ist das Angebot einer Geschichtsphilosophin wie Doris Gerber, eine solche Grundlagendebatte nicht nur zu führen, sondern auch eine Lösung für jene Probleme in den Raum zu stellen, für Historiker, die mit dem Stand der Diskussion unzufrieden sind, willkommen und interessant. Obwohl mit *Metaphysik* überschrieben, betreibt Doris Gerbers Tübinger Habilitationsschrift doch eher eine *Ontologie* der Geschichte. Denn sie setzt der kategorischen Verabsolutierung der Textualität durch Narrativismus und Poststrukturalismus die existenzielle Bindung der Geschichte an Menschen und ihre Seinszustände entgegen. Das ist zunächst ein sympathisches Argument, denn es nimmt das Bedürfnis ernst, das menschliche Akteure nach ihrer Geschichte haben, die demzufolge als „wahr“ zu präsentieren ist, um akzeptiert zu werden. Insofern kann Geschichte nicht ein Text unter vielen sein, sondern ist aus guten Gründen eine als solche erkennbare und identifizierbare Textsorte. Nicht nur der

* Thomas Welskopp, Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie, Universität Bielefeld, Postfach 10 01 31, 33501 Bielefeld, Germany; thomas.welskopp@uni-bielefeld.de.

„Wahrheitsanspruch“, wie auch immer er eingelöst werden kann, setzt Geschichte von anderen Textsorten ab. Vielmehr macht sie besonders, dass sie von Menschen handelt, und dabei nicht von fiktiven Charakteren, sondern von konkreten Personen, die in Raum und Zeit situierbar sind und die tatsächlich existiert haben.

Geschichte zeichnet sich also gegenüber anderen Textgenres durch genau die ontologische Qualität aus, die etwa manche Poststrukturalisten als „Substantialismus“ missverstanden haben. Aber dies ist eigentlich eine minimale Ontologie, die keineswegs die Tatsächlichkeit oder gar Dominanz konkreter Sozialformen vorwegnimmt. Doris Gerber freilich fasst diesen Zusammenhang enger und will als Geschichte „Geschichten“ als die ontologisch gegebene Form verstanden wissen, in der sich menschliche Akteure über die Vergangenheit verständigen. Damit werden nicht die historischen Personen, sondern die „Geschichten“ selbst zu ontologischen Tatsachen.

Das aber bedeutet letztlich die Rückkehr zu einem „Realismus“, der ebenso naiv erscheint wie der oben angesprochene theorieabstinente „neue Pragmatismus“. Allen Ernstes postuliert Doris Gerber, „dass das historische Geschehen eine reale Struktur hat, die den spezifisch historischen Zusammenhang der Ereignisse konstituiert. Diese reale Struktur ist eine zeitliche und kausale Struktur von Handlungsereignissen“ (198). Man mag dabei durchaus noch ein Stück mitgehen und eine strukturierte Vergangenheit annehmen, die von Kausalbeziehungen und Wiederholungsstrukturen geprägt ist. Höchst zweifelhaft aber ist, ob man diese strukturierte Vergangenheit einfach nur freilegen müsse, um sie als „real“ zu erkennen, und ob sie in den „Geschichten“, die über sie erzählt werden, „realistisch“ – und das heißt auch vollständig – repräsentiert sind. Träfe dies zu, wären die Vergangenheit und ihre Repräsentation identisch, würde sich die Vergangenheit in ihren „Geschichten“ quasi selbst repräsentieren, und wir Historiker wären doch nichts anderes als ungeschickte und oft betriebsblinde Archäologen.

Doris Gerber begründet diesen „Realismus“ mit dem Argument, dass „Geschichten“ nicht deswegen eine ontologische Tatsächlichkeit zukäme, weil sie die Form darstellen, in der menschliche Akteure über die Vergangenheit kommunizieren – das würde nur implizieren, dass Geschichte letztlich eine narrative Struktur annehmen muss, um verständlich zu sein. Nein, für Gerber besitzen „Geschichten“ eine ontologische Qualität, weil sie von „Handlungsereignissen“ berichten, und nur der Mensch sei zu „Handlungen“ fähig. Er ist dies, weil „Handlungen“ „Intentionalität“ voraussetzen, und nur der Mensch, nicht Artefakte oder gar abstrakte „Strukturen“, sei ein „intentionales“ Wesen. Insofern ist für sie „Intentionalität [...] die Bedingung für Geschichte“ (197).

Die soziologische und historische Praxistheorie hat den Handlungsbegriff nicht verworfen, aber relativiert. Das geht zurück bis auf Max Weber, der die Formen des „Handelns“ als Grenzphänomene im Strom des „bloßen Sichverhaltens“ begriff. Das „Handeln“ der Akteure in der Praxistheorie ist ein be-

wusstes, aber nicht zwingend bewusst gemachtes Steuern kontinuierlicher Praktiken, denen ein komplexes Motivationsmuster unterliegt und die notwendig einen sozialen Kontext implizieren. „Handeln“ als eine Sequenz diskreter Einzelakte fasst diese Komplexität sozialer Praxis nicht adäquat – genau diese Vorstellung wird jedoch von Doris Gerber revitalisiert, eine gravierende Engführung des Handlungsbegriffs. Als Nebenbemerkung: Nur wenn man „Handlungsereignisse“ in diesem Sinne als scharf abgegrenzte Folge einzelner Begebenheiten versteht, kann man „Geschichten“ als limitierte Sequenz solcher „Handlungsereignisse“ definieren.

Anthony Giddens hat in seinem praxistheoretischen Angebot „Intentionen“ nicht ausgeschlossen, ihre Rolle aber auch stark relativiert. Zum einen laufen sie zumindest teilweise im Strom der Aktivitäten der Akteure ins Leere, insofern diese mit uneingestandenen oder nicht erkannten Handlungsbedingungen und nicht intendierten Nebenfolgen ihres Handelns zu kämpfen haben. Beide Dimensionen des Handelns, die bei Giddens mit entscheidend sind für die Reproduktion sozialer Strukturen, werden von Doris Gerber konsequent heruntergespielt. Zum anderen aber nennt Giddens „Projekte“ als einen umfassenden Aktivitätskomplex, in dem „Intentionen“ eine Rolle spielen können, der aber wiederum viele Praktiken umfassen kann, die ihrerseits wenig intentional stimuliert sind. Auch in den „Projekten“ – wie etwa dem angestrebten Erwerb eines Hochschuldiploms – müssen nach Giddens Gründe (nach außen) und Motive (nach innen) unterschieden werden; auch spielen „einverleibte“, etwa erziehungsbedingte, „Verhaltensprogramme“, die im „praktischen Bewusstsein“ eingespeichert sind und nur diskursiv werden, wenn man sie ausdrücklich befragt, eine wesentliche Rolle. Alles das ändert nichts daran, dass der menschliche Akteur bei Giddens „a knowledgeable agent“ mit beachtlichem Wissen über seine soziale Umwelt ist. Aber er ist kein solipsistischer Gestalter seines eigenen Kosmos.

Das ist er bei Doris Gerber. Zwar definiert sie „Intentionen“ zunächst sehr weit als „distinkte intentionale Zustände“, die offen lassen, wie bewusst sie sind, um aber im selben Satz stark einzuengen, dass diese „Zustände“ „die intendierte Handlung begrifflich repräsentieren“ (167). Ja, was denn nun? Der zweite Halbsatz macht „Intentionen“ zu einer rationalen Begründung, die der Akteur sich selbst gegenüber, aber auch gegenüber Dritten sprachlich formulieren kann. Was ist, wenn er sich selbst oder anderen etwas vormacht? Solche gemischten Motivationslagen – darunter uneingestandene – und ihre womöglich stark differierenden Begründungen hatte Giddens ins Kalkül gezogen. Bei Doris Gerber müssen sie logisch ausgeschlossen bleiben – denn sonst passt unter Umständen die erzählte „Geschichte“ nicht zu den tatsächlichen Handlungsmotivationen. „Intentionen“ müssen bei ihr aber „wahre Motivationen“ sein, weswegen sie auch – wenig überzeugend – „Gründe“, also Begründungen gegenüber Dritten, nur insoweit gelten lassen und von Intentionen unterschieden

den wissen will, wie diese „motivierender“ und nicht „normativer“ Natur sind (53, 171f.).

Die unverrückbare Bindung von „Handlungsereignissen“ an „Intentionen“ ist dem Argument geschuldet, dass Doris Gerber zwar eine kausale Beziehung zwischen „Intention“ und „Handlung“ voraussetzen muss, die Gefahr, in eine deterministische Sichtweise abzugleiten – Kausalität als Gesetzmäßigkeit – aber unbedingt vermeiden will. Sie will dies deshalb, weil Geschichte für sie kein linearer Entfaltungsprozess ist, sondern ein kontingentes Geschehen, das an jeder Weggabelung „Möglichkeiten“ beinhaltet. Allein diese Kontingenz macht ja Geschichte als das Erzählen konkreter „Geschichten“ notwendig und produktiv. Die „Möglichkeiten“ – eigentlich eine *ex negativo*-Bestimmung von Kausalität – sind für sie ein erster Rechtfertigungsgrund für ihren Begriff der „Intentionalität“: „Geschichten implizieren Möglichkeiten und Möglichkeiten implizieren Intentionalität.“ (25) „Intentionalität“ steht somit für die historische Wahlmöglichkeit der Akteure und die Offenheit des historischen Prozesses. Die „Geschichten“ künden dann von getroffenen Wahlen und der situativen Schließung eines eigentlich offenen historischen Vorgangs.

Natürlich sind diese Probleme unter dem Stichwort der „Handlungsspielräume“ schon seit langem in der Geschichtswissenschaft verhandelt worden. Aber Doris Gerber meidet eine solche Begrifflichkeit, weil sie zu sehr an die Vorherrschaft abstrakter „Strukturen“ erinnerte, wie sie überhaupt meint, dass die praxistheoretischen Vorschläge zur konzeptionellen Ausbalancierung von „structure“ und „agency“ doch nichts anderes als verkappte Fortschreibungen der Strukturdominanz seien. Ihre Behandlung von praxistheoretischen Ansätzen wie dem aus der Feder Anthony Giddens‘ ist freilich, um es gelinde zu sagen, unterkomplex. Aber ihr geht es darum, auch sozial aggregierte Verhältnisse wie Gesellschaften oder so etwas wie kollektives Handeln in ihrem Sinne anders zu erklären als durch Rückführung auf „Strukturen“. „Es sind nicht abstrakte Strukturen, die auf geheimnisvolle Weise Menschen beeinflussen“, sagt sie an einer Stelle, „sondern es sind intentional handelnde Personen, die sich beeinflussen lassen“ (291). Nun würde jeder Praxistheoretiker der These zustimmen, dass „Strukturen“ außerhalb der Praxis der Akteure keinen Raum haben, aber bei Doris Gerber geht das Argument ja weiter, nämlich, dass „Strukturen“ dem „intentionalen Handeln“ der Akteure keine Schranken setzen können, es sei denn, sie sind so blöd, daran zu glauben.

Hintergrund dieser Auseinandersetzung ist, wie gesagt, der Versuch, aggregiertes oder kollektives Handeln anders zu erklären denn als Vollzug von Strukturzwängen. Deshalb experimentiert sie mit dem hochproblematischen Konzept der „kollektiven Intention“, das nicht implizieren soll, dass das Kollektiv der Träger der „Intention“ ist, wie im sprichwörtlichen Begriff des „Klasseninteresses“. „Kollektive Handlungen“ seien vielmehr „mentale Zustände von individuellen Personen; es gibt keine kollektive Entität, die als solche eine Intention haben könnte“ (287). Kollektive Handlungen müssten

sich somit aus einem Aggregat gleichlaufender individueller Intentionen erklären lassen – die Forschung zu sozialen Bewegungen, das wäre die simpelste Form kollektiver Handlungen, betont dagegen den Grad von Organisation, der notwendig ist, ein scheinbar „kollektives“ Handlungsmuster wie eine Demonstration zustande zu bringen, sowie Prozesse der Gruppendynamik, die unterschiedlichste Motivationen zur Aktion drängen lassen, von „Intentionen“ als begründungsfähige begriffliche Repräsentationen ganz zu schweigen.

Schriebe man Geschichte nach dem Rezept, das Doris Gerber empfiehlt, wären wir wieder bei einer Geschichte alter weißer Männer, einer Geschichte, die sich in Episoden abgrenzen lassen müsste und deshalb vielleicht schon als solche vorformuliert worden sind. Es wäre eine Geschichte der Sieger, denn Scheitern ist nicht vorgesehen, und Intentionen ohne anschließenden Handlungsvollzug lassen sich laut Giddens nicht erfassen. Eine magere Ereignisgeschichte großer Persönlichkeiten würde wieder zum beherrschenden Muster. Selbst dann: Können wir eine Geschichte des Jahres 1942 anhand der Intentionen Adolf Hitlers schreiben? Was ist, vom Scheitern abgesehen, dort Begründung, was Motiv? („Ich wollte an die Wolga kommen, an einem bestimmten Platz ...“).

Aber empirische Geschichtsschreibung ist nicht Doris Gerbers Referenzpunkt. Sie entwickelt ihre Argumentation ganz aus den logischen Schlüssen einer analytischen Philosophie. Das bleibt hermetisch. Vielleicht ist es doch nicht ratsam, die erkenntnistheoretische Debatte in der Geschichtswissenschaft den Philosophen zu überlassen.